

# Für unsere Kinder

Nr. 21 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1909

**Inhaltsverzeichnis:** Spruch. Von Marie Ebner-Eschenbach. — Die Familie Langbein. Von Robert Grösch. — Frau Äbel. Von Gottfried Keller. (Gedicht.) — Eine Floßfahrt auf dem Main. IV. Auf dem Floß. Von Heinrich Wandt. — Wie schön ist die Welt. Von Emma Dölg. (Gedicht.) — Viren, eine Mutter. Von Ernest Seton Thompson. (Fortsetzung.)

## Spruch.

Von Marie Ebner-Eschenbach.

O sag nicht: fremdes Leid. Ein Leid ist fremd dir nie!  
Die Trän' im Bruderaug', du selbst vergießest sie.  
Es schlägt ein einzig Herz in diesem großen All.  
In deiner eignen Brust erkönt sein Widerhall.  
Der andre bist du selbst; und ist ihm weh gescheshn,  
Und sinkt verlegt er hin — du bleibst nicht aufrecht  
sich.

## Die Familie Langbein.

Herr Langbein, der Storch, und Frau Langbein, die Störchin, standen aufrecht, aber unsäglich bekümmert im Neste. Den Schnabel tief sinnig gesenkt, verharrte Herr Langbein auf der Dachschneide, so recht wie ein Mann, der den Kopf gehörrig voll hat.

Es war aber auch zum Federnrausreißen! Seit acht Jahren logierten sich Herr Langbein und Frau in dem verquakten Dorfe Froschhausen ein. Es war so ruhig und wohnlich auf dem Dache beim Bauern Krautmichel, als Herr Langbein vor acht Jahren nach Froschhausen kam. Im nächsten Jahre war's schon etwas lebendiger: ein kleines Kündchen wurde auf dem Hofe herumgeföhren. Den kleinen Schreihals sah Herr Langbein wachsen von Sommer zu Sommer.

Nun ging er bereits das zweite Jahr zur Schule, der Frit, und Herr Langbein mußte schändlichen Arger an ihm erleben: gestern früh, als sich Frit Krautmichel zur Schule bequemt, hatte er sich lärmend vor der Siebelseite seines Vaterhauses herumgetrieben und hartnäckig zum Dach hinaufgeschrien: „Herr Storch! Bring mir ein Brüderchen!“

Als ob ein Storch Menschen unter den Flügeln herausschütteln könnte! — Und heute

früh hatte der Lämmel einfach einen Stein gegen das Storchennest geworfen, weil Langbein auf das Gebrüll hin nicht zum Dache herabgeguckt hatte! Geschrien hatte Frit dabei, als sollte bald noch mehr passieren.

Herr Langbein steckte den Schnabel wie eine rote Schlipsnadel durch den Federbusch der Brust und blinzelte bekümmert in die Zukunft. Die ersten Steine waren also geflogen gekommen! Langbein schaute fragend zur Störchin, die aus Angst vom Brüten aufgestanden war und ratlos die Flügel hängen ließ. Die Sonne aber spielte über drei niedliche, weiße Eier, in denen unter der Mutterwärme kleine Störche reifen sollten.

Und da Vater Langbein in schlechter Stimmung war, klapperte er nörgelnd gegen seine Frau los: „Geh, seh dich. Sollen zu all dem Arger auch noch unsere Kleinen im Ei erfrieren? Und wie das Nest aussieht!“ Er zupfte mit dem Schnabel einige Nestreisfer in Ordnung.

Die Störchin öffnete einigemal lautlos den Schnabel. Dann breitete sie behutsam die Schwingen, ließ sich umständlich nieder und brütete gedankenvoll weiter.

Die bangen Ahnungen des Ehepaares Langbein erfüllten sich leider. Jeden Tag kam früh ein Stein gegen das Nest geflogen und eine Kinderstimme rief dazu: „Storch, bring mir ein Brüderchen!“ Das ging dem Vogel paar allmählich gegen die Gesundheit. Herrje, wenn Herr Langbein an andere Jahre zurückdachte! Wie er sich da gefreut hatte, wenn sein Weib auf den Eiern saß und kleine Langbeinchen lebendig brütete. Und dieses Jahr?

Gewiß, die kleinen Störche waren endlich aus dem Ei getrochen. Eines Morgens fühlte die Störchin ein Picken unter den ausgebreiteten Flügeln. Und als sie nach der Ursache forschte, sah sie drei kleine vorwitzige Gelschnäbel aus den zerpickten Eiern hervorstrecken. „Ach, die lieben Kinderchen,“ klapperte Vater Storch und ließ den Schnabel liebevoll nach unten hängen.

Da kam der Stein geflogen, und dazu Fritzens garstiges Gebrüll! Und so jeden Tag. Jeden Tag der Schreck, der auch bald die neuen kleinen Langbeine packte, daß sie sich tief unter den schützenden Mutterleib duckten.

„Das ist eine Rüpelei,“ klapperte Vater Langbein etliche Male entrüstet hinunter. Aber

Fritz verstand die Storchensprache nicht und warf noch einen Stein.

Die Storchenfamilie mußte unter solchen Umständen nervös werden, weshalb Herr Langbein eines Tages, als er mit einem zappelnden Frosch im Schnabel vom Teiche kam, mit seiner Frau ernsthaft redete. „Höre mal, Störchin! Da das Steimmerfen nicht nachläßt, so müssen wir umziehen! Die Kleinen sind jetzt so weit, daß wir sie im Schnabel forttragen können, und auf dem Dache beim Bauer Wagendeichsel könnten wir sofort nisten. Ich habe das soeben im Vorbeifliegen gesehen. . .!“

Und sie nisteten sich sofort ein beim Bauer Wagendeichsel. — Fortan kam kein Stein mehr geflogen. Die Storchentinder konnten in Ruhe wachsen; Herr Langbein setzte geduldig mit langem Flügelstrack im Sumpfe einher und schleppte eine Froschmahizeit um die andere vor die freßlustigen Schnäbel seiner Kinder.

Aber eines Morgens — der Tag zog am Horizonte mit rotem Scheine empor — wurde die Störchin aus dem Schläfe geschreckt. Sie zupfte ihren Mann an den feinen Halsfedern munter und behauptete, ein lautes Stöhnen gehört zu haben.

„Ein lautes Stöhnen?“ meinte Langbein schläfrig und ließ gähmend den langen Schnabel wie eine Riesenzange aufklappen. Machte ihn aber schnell wieder zu, denn von unten her, aus Wagendeichsels Wohnung, kamen verhaltene, halb bezwungene Schmerzensklänge. Und dazwischen klang das feine Wimmern eines so dünnen Stimmchens, wie es ganz ganz kleine Kinder hören lassen.

Herr Langbein laufchte mit zur Seite gebogenem Halse übers Dach weg und sah zwei Frauen in Kopftüchern aus dem Hause treten. Ganz leise gingen sie über den Hof. Und die eine sagte froh: „Na, endlich wäre die schwere Stunde vorbei. Nun ist wieder so'n kleiner Schreihals mehr auf der Welt. Na — die arme Frau Wagendeichsel hat aber auch genug Schmerzen dabei ausstehen müssen!“

Herr Langbein zog seinen Schnabel ins Nest zurück. „Du, höre,“ klapperte er ernst und leise zur Störchin, „paß auf, daß unsere Kleinen heute mit ihren fortwährenden Klapperversuchen nicht so viel Lärm machen. Frau Wagendeichsel hat ein Kindchen zur Welt gebracht und muß sich von den überstandenen Schmerzen erholen.“

Die Störchin plusterte sich verwundert auf. „Bringen denn die Menschen gleich schreiende Kinder zur Welt? Legen die denn keine Eier?“

Vater Langbein klemmte die Schnabelspitzen wie eine Schere schräg übereinander; er mußte sich ein Lachen verbeißen. „Aber Frau! Menschen sind doch keine Vögel.“

„Na, aber, da verstehe ich doch nicht — —“

„Weil du noch sehr jung bist,“ fiel der Storch seiner Frau ins Gellapper, erhob sich und sah von oben wie ein langbeiniger Schulmeister auf seine vierköpfige Familie hinab. „Du legst Eier, Storchmutter, breitest dich dann wie die liebe Sonne wärmend übers Nest und weckst damit das Leben, das in den Eiern schlummert. Die Menschenmutter aber behält den Menschenkeim im Körper so lange, bis ein kleines Menschenkind so gut wie fertig ist und an Tageslicht will.“

Die Federn der Störchin sträubten sich, und sie sagte schaudern: „Na, ich danke! Die Schmerzen, die eine Menschenmutter ausstehen mag, wenn so ein richtiger kleiner Mensch in ihr lebendig wird!“

Ein von außen her kommender frecher Stoß gegen das Nest verpfuschte Langbeins Antwort. Dafür klang aus dem Hofe herauf eine wütende Jungenstimme: „Storch, du Ungehauer, du hast meine Mutter ins Bein gebissen!“

Die kleinen Langbeine krochen erschrocken unter die Störchin. Unten auf dem Hofe aber stand Wagendeichsels Max, schaute wild zum Neste herauf und hielt einen großen Stein in den Händen.

„Jetzt geht es wieder los,“ nagte Vater Langbein empört. „Es ist wirklich zum steifbeinig werden! Weil der kleine Wagendeichsel sich nicht erklären kann, woher das neue Brüderchen gekommen ist, und warum die Mutter krank liegt, soll der Storch an der Sache beteiligt sein! Man könnte vor lauter Verzweiflung den Schnabel zwischen die Beine klemmen.“

„Und die letzten Schwanzfedern fahren lassen,“ vollendete die Störchin den Satz dumpf und entfaltete ihre Schwingen wie ein breites Federdach über den verängstigten kleinen Langbeinen. „Das ist ja entsetzlich — dieser kindliche Wahn. Wir schlängen unsere Kröte und verdauen unsere Schnecke, aber wir beißen doch keinen Menschen.“

Im selben Augenblick klang wieder die zornige Kinderstimme — die Störche hörten einen Stein sausen, duckten sich — — das Geschloß kam jedoch nicht. Aber eine Scheibe zerklirrte! Unterm Dach war das kleine, runde Bodenfenster hin! Wagendeichsels Max hatte ein bißchen zu tief gezielt. . . .

Kinder, die zur Schule wollten, hörten die Scheibe klirren, sammelten sich vorm Hause mit dem Storchennest und schrien aus lauter Ausgelassenheit mit: „Storch, du Ungeheuer —!“ Steine prasselten gegen das Dach, Ziegel krachten, Kinder johlten vielstimmig durcheinander, — bis plötzlich ein Stubensfenster aufgerissen wurde, und Herrn Wagendeichsels Stimme in das wüste Treiben fuhr: „Ihr Igel! Schmeißt mir meine Fenster kaputt; ich werde euch bei den Ohren nehmen!“

Storch Langbein sah sinnend den abziehenden Rüpel nach und seufzte so tief, daß sein Federträcklein zitterte. „Ich habe aber nun diese Flegelien gründlich satt! Und die arme Mutter Wagendeichsel braucht auch Ruhe vor diesem Treiben.“ Langbeins klappernder Schnabel wackelte in wehmütiger Erregung. „Kurz: wir müssen fort. Unsere Kinder müssen sowieso fliegen lernen —! Gern gehe ich zwar nicht von diesem Teich mit den fetten Fröschen, wo ich acht Jahre —.“

Weiter kam Vater Langbein nicht. Ein tiefes Schluchzen ließ den Storchenschnabel zittern, daß er hölzern gegen die gefiederte Brust klapperte. Und an Frau Langbeins Schnabel perlte eine Träne, lief bis zur Schnabelspitze und tropfte über den Dachrand hinab in den Hof.

Als am nächsten Tage die Froschhausener Kinderchar zur Schule zog, war ein Attentat gegen das Storchennest überflüssig. Kein roter Schnabel klapperte im Sonnenlicht, denn die langbeinige Familie war bei Nacht und Nebel ausgewandert.

Und seit dieser Zeit quaten die Unten im Froschhausener Sumpfe unerträglich hochmütig, weil diese Gegend seit den rohen Ausschreitungen gegen die Familie Langbein von allen Störchen schauernd gemieden wird.

Robert Gröbisch.

o o o

## Frau Kösel.

Von Gottfried Keller.

Frau Kösel ist eine gute Frau, wie liebt sie ihren König,

Den König und sein ganzes Haus, und ißt und trinkt so wenig!

Die gute, arme Frau Kösel.

Und als es hieß, der junge Prinz wird seine Braut heimführen,

Da sprach der Vogt: auf, gute Frau! Ihr müßt das Haus verzieren!

Die gute, arme Frau Kösel.

Nun hat Frau Kösel dich zu tun, wie trippelt sie und wie lauft sie!

Ein Duzend Fähnchen und Goldpapier und junge Birken kauft sie,

Die gute, arme Frau Kösel.

Sie geht zu Wald und sammelt Moos, beim Nachbar bestellt sie Schnüre

Und alte Nägel und derlei Zeug, beim Schuster Kleister und Schmiere,

Die gute, arme Frau Kösel.

Dann schafft und leucht sie den ganzen Tag und sinnt und klopft und klittert,

Bis daß ihr Häuslein um und um behangen ist und besittert,

Die gute, arme Frau Kösel.

Herr Bunzelmann, der alles kann, hilft ihr studieren und kleben,

Macht Wappen und Kron' und Namenszüg', trinkt zwölf Maß Bier daneben

Der guten, armen Frau Kösel.

Und aus dem letzten Groschen kauft sie Brot und frische Butter,

Und sitzt vergnügt vor ihrem Haus und harret der Landesmutter,

Die gute, arme Frau Kösel.

Doch ist sie müd, sie sitzt und schläft, hört nicht das Schießen und Lärmen,

Und sie entschläfft für allezeit, es kann sie nichts mehr härmen,

Die gute, arme Frau Kösel.

Sie sieht nicht, wie vorüberrollt, als von der Luft getragen,

Im Sonnenschein der Freudenzug der königlichen Wagen,

Die gute, stille Frau Kösel.

Denn hinten auf dem hintersten im goldbetreften Kleide

Ein Jäger stand, der hieß der Tod, und löst sie von dem Leibe,

Die gute, arme Frau Kösel!

Heut kommt der Vogt herbeigerannt und krazt sich an den Ohren:

Nun hab' die letzte Steuer ich aus eigner Schuld verloren

Am alten Weib, der Kösel!

Was soll ich denn dem toten Weib, dem hinterlist'gen, pfänden?

Es bleibt mir nichts als Flittertram und welkes Laub in Händen!

Das schlechte Weib, die Kösel!

Der Künstler auch, Herr Buzelmann, er kam herbeigehunken:

Gut ist es, daß mein Honorar ich auf der Stell' getrunken!

Die gute, arme Frau Kösel.

o o o

## Eine Floßfahrt auf dem Main.

### IV. Auf dem Floß.

Schnell fühlte ich mich auf dem Floß heimisch. Ich bewohnte das „Hüttenfloß“. Ihm schwamm eines der sieben Einzelfahrzeuge voraus, welche den Floßzug bildeten, die anderen fünf folgten ihm. Mit dem „Floßzugsführer“, einem noch jungen Manne, und besonders mit dem lustigen Koch hatte ich bald Freundschaft geschlossen. Außer den beiden waren auf dem „Hüttenfloß“ noch der „Lange Schorsch, der Steuermann, und der junge Rudolf, der „Nachhalter“. Meine vier Kameraden waren vergnügt und witzig, echte Flößer aus dem Fichtelgebirge. Aber freilich: so gern sie lachten und ihren Scherz trieben, so ernst und wortkarg waren sie, wenn es hieß: aufpassen und alle Kräfte anspannen, damit die Fahrt gut vonstattenging. So wurden sie mir als unterhaltende Reisegesährten lieb, und als pflichttreue Männer lernte ich sie hochschätzen.

Den ganzen Tag über bin ich auf dem Dache der Bretterhütte gefessen oder gelegen und habe bald nach den lachenden Ufern und bald wieder auf das schöne grüne Wasser geschaut. Das Herz, das sich in den engen Straßen der Stadt oft bedrückt gefühlt hatte, ging mir bei so viel Pracht auf. Ich wollte, ihr wäret dabei gewesen! Zumal ihr Duden und Mädchen, deren Kindheit in der Steinwüste einer großen Stadt verstreicht. Habt ihr schon einmal erlebt, wie herrlich es ist, wenn morgens die Sonne aus feinem Nebeldunst emporsteigt, wenn flimmerndes Licht saftgrüne Bäume und blumige Wiesen badet, wenn im blauen Himmel oben die kleine Lerche tirkiliert, und der Wind die schimmernden Felder wie ein Meer in sanften Wellen hin- und herwogen macht? Das alles und viel anderes Schöne noch habe ich gesehen und genossen. Obendrein noch in der bequemsten Weise, als rechter Faulenzer, der sich nicht einmal die Mühe zu machen brauchte, auf Schusters Rappen zu reiten, um Bild auf Bild an sich vorüberziehen zu lassen. Ich brauchte bloß die Augen aufzuhalten. Gemütlich hockte oder lag ich, vom warmen Sonnenschein umspielt, auf meines „Daches

Zinnen“ und ließ die schöne, abwechslungsreiche Gegend an mir vorübergleiten.

Langsam schwamm das Floß den Strom hinunter. Nachdem am Nachmittag des mir denkwürdigen Tages, wo ich unfreiwillig den Fischen im Main Gesellschaft geleistet hatte, allmählich Würzburg den Blicken entschwunden war, sind wir an Zell und Böllingen und vielen anderen freundlichen Dörfern vorbeigeschwommen in die sinkende Dämmerung hinein. Friedliches Abendläuten ist übers Wasser her zu uns gelungen, und in dem rotgoldenen Scheine der untergehenden Sonne haben barhäuptige und barsüßige Jungen das grasende Vieh nach Hause getrieben. Langsam mit weichen Fittichen hat sich die sternklare Nacht herabgesenkt. Unser Floß aber ist weitergeschwommen, bis aus dem leichten Nebel, der sich allmählich über den Strom lagerte, ein rotes Licht vor uns aufflammte und laute Hallorufe uns entgegen schallten. Die Flößer stemmten sich mit aller Wucht ihrer sehnigen Körper an die gewaltigen Baumstangen, die als Steuer dienten, sie holten bei und lenkten das Floß nach der Uferichtung, aus welcher die Rufe ertönten. Wir kamen dem Licht näher, und bald ragten aus dem Nebel die hohen Gestalten zweier kräftiger Flößer auf, welche ihr Fahrzeug, das die Spitze unseres Floßzugs bildete, bereits verankert hatten. Mit einem Satz befanden sich die Männer auf unserem Floß, welches nun ebenfalls sicher verankert wurde.

Nacheinander legten die fünf übrigen Flöße des Zuges an, und bald herrschte in der bis jetzt so ruhigen Bretterhütte ein lebhaftes Treiben. Was und wie die hungrigen Flößer tafelten, habe ich schon erzählt. Mir wurde das laute Stimmengewir bald zu toll, und so setzte ich mich draußen so weit als möglich von der Hütte entfernt auf einen Bretterstoß. Die Abendnebel waren nach und nach gewichen. Klar funkelten die Sterne hernieder, und in ihrem milden Lichte konnte ich schwach die Umrisse der Flöße und die Uferlinien erkennen. Leise murmelten die Wellen des Mains, und kaum hörbar rauchten ihnen die Bäume am nahen Ufer eine Antwort. Oder hielten vielleicht Wassermänner und Wasserfrauen Zwiesprache und tanzten dort Erbkönigs Töchter am düsteren Ort? Mir war es jedenfalls wie in einem Märchen zumute, und wahrhaftig: wäre plötzlich „die Nix aus dem Grund“ getaucht, es hätte mich nicht gewundert. Ich begann zu träumen. — Da schallte auf einmal ganz und gar nicht märchen- und traumhaft

eine rauhe, kräftige Stimme an mein Ohr: „Hallo, Sie dahinten, woll'n Sie sich mit Gewalt den Schnupfen holen?“ Der wohlmeinende Koch war's, der mir so zurief. Und da erschien er schon selbst, um mich einzuladen, meinen Schlafplatz aufzusuchen. Leise traten wir in die Hütte und nahmen zwischen den schnarchenden Flößern die noch freien Plätze auf dem Strohlager ein. Bald verschönerte der Brummbaß des Koches das Schnarchkonzert, ich aber konnte auf dem ungewohnten harten Lager keinen Schlaf finden. So bin ich die ganze Nacht mit offenen Augen auf dem Strohbündel gelegen und habe durch den Lürrahmen aus dem dunklen Raume hinaus und hinauf zu den blinkenden Sternen am schwarzblauen Nachthimmel gestarrt. Das Schnarchen der Flößer und das Murmeln der Wellen bildeten einen eigentümlichen Gegensatz. Die Hütte selbst wurde von vergnügt tollenden Mäuslein belebt, welche im munteren Tanz ungeniert den schlafenden Flößern über Hände, Brust und Kopf sprangen.

Langsam dämmerte der Morgen herauf, und durch den blassen Dunst schimmerten die roten Ziegeldächer von Himmelsstadt. Die ehernerne Glocke des schlanken, glänzenden Kirchturmes rief zur Frühmesse. Auch in unserer Hütte begann es sich wieder zu regen. Der „Lange Schorsch“, unser Steuermann, welcher neben dem dicken Koch lag, schlug zuerst die Augen auf. Eine besonders freche Maus hatte sich sein braunes Gesicht als Tummelplatz erkoren und war ihm dabei gerade über die Augen spaziert. Fluchend fuhr er in die Höhe und gab dem unschuldigen Koch zwei oder drei kräftige Puffe. „Du Kölbl du! Willst du mich wohl in Ruhe lassen!“ hat er nicht eben freundlich gerufen. Der gemütliche Koch ist mitten in einem schönen Traum gestört worden und brummend aufgefahren. Verwundert hat er eine Zeilang in die noch dunkle Hütte hineingeblickt, sich einigemal gähmend ausgestreckt und dann wieder schlaftrunken auf die andere Seite legen wollen. Da ist er aber schön angekommen: „Mulfes, dickköpfiger! Willst du gleich aufstehen, oder willst du in den hellen Tag hineinschlafen!“ Mit dieser kameradschaftlichen Anrede hat ihm der wütende Schorsch noch einen derben Rippenstoß versetzt. Unser guter Dicker ist daraufhin mürrisch brummend von seinem süßen Strohlager aufgestanden.

Derweil er draußen im Herde das Feuer entfachte, standen die anderen Flößer ebenfalls

auf. Waschtisch und Waschbecken glänzten in der Hütte durch Abwesenheit. Der Main war die große Wasserschüssel, in der sich die Flößer wuschen, und ich tat wie sie. Sei, war das Wasser kalt! Da konnte einem jede Spur von Schlaf und Müdigkeit vergehen. Trefflich mundete uns allen, nachdem wir uns „schön gemacht“ hatten, der dampfende Frühstückstee, welchen der Koch inzwischen gebraut hatte. Nun sollte die Reise weitergehen. Zuerst mußten die Flöße losgeankert werden. Eilig wird jedes Floß von seiner Bemannung besetzt und flott gemacht. Bald treibt das erste von ihnen wieder in der Mitte des Stroms. Der Koch springt behende in den Nachen, um den Flößern ihren Tagesproviant nebst zwei „Stüken“ nachzubringen, das sind große Holzkrüge, die je fünf Liter Bier fassen. Ebenso verproviantiert der Dicke die hinter uns liegenden fünf Flöße. Die aus Nebelschwaden aufsteigende Sonne sieht, wie bereits der ganze Floßzug wieder den Main hinabschwimmt.

Nach und nach verfliegt der feuchtkalte Morgennebel, und lachender Sonnenschein gießt wohlige Wärme über uns aus. Hinter den weidengeäumten Ufern nicken weißblinkende Häuschen mit rotglänzenden Ziegeldächern ihren stillen Morgengruß über den Strom. Zwischen den grünen Felsen sieht man kräftige Bauerngestalten mit Karst und Spaten auf der Schulter den Feldern zuwandern. Das Zwitschern der Vögel wird von dem lauten Krähen eines besonders stimmungsvollen Hahns übertönt. Nicht lange, und das Dörfchen ist unseren Blicken entschwunden. Wir schwimmen weiter an saftigen Wiesen, gutbestellten Feldern und dichten Wäldern vorüber, bis wieder ein neuer Kirchturm aus dem frischen Grün der Bäume auftaucht. Eine herrliche Fahrt! Hin und wieder tönt von den Uferwiesen das laute Geklapper eines beutesuchenden Storches, oder ein aufgeschreckter Kranich flüchtet mit lautem Flügelschlag aus dem Gebüsch. So geht es in den leuchtenden Tag hinein.

o o o

Heinrich Wandt.

## Wie schön ist die Welt!

Von Emma Dils.

Buben und Mädel, wie schön ist die Welt,  
Wenn sie die Sonne des Sommers erblickt!  
Macht man die Augen auf, ist es schon Tag;  
Wer nur so frühe wohl wecken ihn mag?  
Heißt es am Abend: „In's Bettchen nun schnell,  
Bettelt man: „Mütterchen, 's ist ja noch hell!“

Ragt über den Zaun her der Kirchenast,  
 Lockt mit der roten Frucht: Kommt nur zu Gast!  
 Aber der Vater jurist und uns wies,  
 Ach, und Verbotenes schmeckt doch so süß!  
 Räm' unser Nachbar doch bald an den Zaun,  
 Wie im vergangenen Jahr nachzuschauen,  
 Sprache: Was drüben wächst, ist nicht mehr  
 mein,

Wer es erreichen kann, dem soll es sein!  
 Sei, war das damals ein köstlicher Schmaus!  
 Sehnsüchtig schaum wir zum Nachbarhaus aus.  
 Seht nur, da lehnt er im Fenster weit,  
 Grüßt ihn hübsch artig, dann kommt er noch  
 heut,

Daß er uns wieder zum Plündern bestellt.  
 Suben und Mädels, wie schön ist die Welt!

o o o

## Vixen, eine Mutter.

Von Ernest Seton Thompson. (Fortl.)

Eines Morgens beschlossen Vixen und ihr Gemahl, die Kenntnisse ihrer Kinder durch eine Lektion über das Murmeltier zu bereichern, und als Versuchsgegenstand hatten sie sich das Murmeltier in der Baumschule als besonders passend ausgewählt. So zogen sie denn zusammen bis an den Zaun, der die Pflanzung einschloß, ohne vom alten Einsiedler auf seinem Fichtenstumpf bemerkt zu werden. Vater Fuchs schlenderte dann in einiger Entfernung an dem Stumpf vorüber, mitten durch den Obstgarten, ohne dabei den Kopf zur Seite zu wenden und das stets wachsame Murmeltier mißtrauisch zu machen. Als der Fuchs auf der Wildfläche erschien, verschwand das Murmeltier im Eingang seiner Höhle und blieb dort ruhig sitzen, wohl wissend, daß Vorsicht die Mutter aller Weisheit sei.

Das war es, was die Füchse gewollt hatten. Vixen hatte sich bis dahin versteckt gehalten, jetzt aber lief sie schnell nach dem Stumpf hinüber und versteckte sich dahinter. Der Alte hatte inzwischen langsam seinen Weg verfolgt. Da das Murmeltier durch das Erscheinen des Fuchses keineswegs in große Angst versetzt worden war, steckte es bald seinen Kopf zwischen den Wurzeln heraus und sah sich neugierig um. Weit in der Ferne gewahrte es den Fuchs, seine alte Richtung immer noch einhaltend. Je weiter der Feind sich entfernte, desto dreister wurde das Murmeltier, kam weiter heraus, und als die Luft vollkommen rein schien, kletterte es wieder auf den Stumpf. Mit einem Sprunge saß ihm Vixen im Genick und schüttelte

es, bis es besinnungslos dalag. Der alte Fuchs hatte mit einem Auge das ganze Manöver beobachtet und kam schnell herbeigeläufen. Aber Vixen nahm das Murmeltier zwischen die Zähne, lief nach der Behausung, und der Alte wußte nun, daß man seiner nicht mehr benötigte.

Als Vix vor der Höhle anlangte, war das Murmeltier wieder so weit bei Sinnen, daß es etwas zappelte. Ein unterdrücktes „Wuf“ der Alten brachte die Kleinen aus der Höhle heraus, wie Schuljungen zum Spielen. Sie warf ihnen das verwundete Tier vor, und wie vier kleine Furien stürzten sie sich darauf, schwache Freudenschreie ausstoßend und mit aller Kraft ihrer kleinen Kinderzähne zubeißend. Jedoch das Murmeltier kämpfte für sein Leben, und die kleinen Quälgeister abschüttelnd, hinkte es langsam nach dem schützenden Dicht davor. Die Füchschken verfolgten es wie eine Meute Hunde und zogen es am Schwanz und Fell, konnten es aber nicht zurückhalten. Da kam die Mutter zu Hilfe, mit einigen Sähen hatte sie es überholt und zog es wieder ins freie Feld zurück, zur Belustigung der Kinder. Diese grausame Szene wiederholte sich einigemal, bis eines der Kleinen jämmerlich zerbißen war und sein Schmerzensgeschrei die Mutter bewog, des Murmeltiers Glend ein schnelles Ende zu bereiten. —

Nicht weit vom Neste entfernt war eine mit hohem Gras überwucherte Talsenkung, der Spielplatz einer ganzen Kolonie von Feldmäusen. Die erste Unterweisung in der edlen Weidmannskunst, die die Kleinen, entfernt von ihrer Behausung, erhielten, war in dieser Niederung. Hier hatten sie ihren ersten Kursus in der Mäusejagd, der leichtesten von allen. Bei der Belehrung war die Hauptsache das Beispiel der Mutter und der angeborene Instinkt. Die Alte bediente sich einiger Zeichen und Winke, die zum Beispiel bedeuteten „Liegt still und paßt auf“ oder „Kommt und macht mir alles genau nach“ usw.

Am einem stillen Abend zog die ganze Familie vergnügt nach der Niederung, und Mutter Fuchs hieß die Jungen im Gras stillliegen. Ein leises Quieten bewies die Anwesenheit des gesuchten Wildes. Vixen erhob sich und lief auf den Zehenspitzen in das hohe Gras, sie trock nicht, sondern machte sich so hoch, als sie konnte, und stand zuweilen auf den Hinterfüßen, um besser Umschau halten zu können. Die Pfade, welche die Mäuse zu nehmen pflegen, sind unter dem Gewirr des Grases

verborgen, und das einzige, wodurch sich der Aufenthaltsort der Mäuse feststellen läßt, ist das leichte Bewegen der Halme. Das ist der Grund, daß man dieser Jagd nur an stillen Tagen obliegen kann.

Die Kunst dabei ist nun, den Ort zu bestimmen, wo die Maus krabbelt, sie mit einem Saße zu packen und sie erst dann zu sehen. Nach einigen Sekunden Wartens tat Biz einen Sprung, und mitten in dem Büschel vertrockneten Grases, das sie packte, quiekte eine Feldmaus zum letztenmal.

Sofort war sie verschlungen, und die vier häßlichen kleinen Füchse versuchten, es nun ihrer Mutter nachzutun. Als der Älteste zum erstenmal in seinem Leben solch ein zappelndes Wesen erwischte, zitterte er vor Erregung und grub seine perlenweißen kleinen Milchzähne in die arme Maus mit einer angeborenen Wildheit, die ihn selbst zu überraschen schien.

Eine weitere Lektion wurde an einem Eichhorn erteilt. Eine von diesen lärmenden, sehr nervösen Kreaturen wohnte dicht neben der Behausung der Füchse und pflegte den halben Tag damit zuzubringen, die ehrenwerte Familie von irgend einem sicheren Zweige aus zu beschimpfen. Die Jungen machten viele vergebliche Versuche, es zu erwischen, wenn es von einem Baume zum anderen über die Dichtung rannte oder sie aus nächster Nähe mit den gemeinsten Schimpfreden überschüttete. Alt-Bizen war Sachverständige in der Naturgeschichte, sie kannte die Gepflogenheiten eines Eichhörnchens genau und nahm die Sache in die Hand, sobald es ihr angemessen erschien. Sie versteckte die Kinder und legte sich flach mitten in der Dichtung nieder. Das freche, niedrig denkende Eichhorn kam und begann wie gewöhnlich zu schimpfen. Jedoch die Füchsin zuckte mit keiner Wimper. Das Eichhörnchen kam näher und schrie schließlich von einem Zweig über ihr herunter: „Du Lump du, du Lump du.“ Aber Bizen lag da wie tot. Das schien dem Eichhorn höchst merkwürdig, und sich ängstlich umschauend, kam es den Baumstamm herab und lief mit einem kräftigen Anlauf über den Rasen hinüber nach einem anderen Baum, um dort seine Schimpferei von neuem zu beginnen.

„Du Lump du, du trauriger Lump du, strrr — strrr.“

Aber unbeweglich und leblos lag Bizen im Grase. Das war dem Eichhorn denn doch zuviel. Es war von Natur neugierig und

abenteuersüchtig, und wieder kam es von seinem Baum herunter und eilte über die Dichtung, diesmal näher als zuvor.

Wie tot lag Bizen, „sicherlich, sie war tot“. Die kleinen Füchse fingen an zu glauben, ihre Mutter sei eingeschlafen.

Das Eichhorn arbeitete sich mehr und mehr in einen Anfall von närrischer Neugier hinein. Ein Stück Baumrinde hatte es gerade auf Bizens Kopf geworfen, seine Liste von gemeinen Schimpfworten hatte es aufgebracht und sie bereits wiederholt, aber auf nichts eine Antwort erhalten. Nachdem es noch einigemal die Dichtung gekreuzt, wagte es sich in nächste Nähe der in Wirklichkeit lauernenden Füchsin, die sofort aufsprang und das dumme Eichhorn im Nu beim Genick packte.

Und die Kleinen knabberten die Knochen, oh!

So wurden nach und nach die Anfangsgründe zur Erziehung der Jungen gelegt, und als sie stärker wurden, nahm man sie weiter hinaus und begann die höhere Unterweisung im Fährtensuchen und -finden.

Jedes Wesen hat seine besondere Art zu jagen, so wurden sie gelehrt; denn ein jedes Tier hat irgendeine große Stärke, sonst könnte es nicht leben, und irgendeine große Schwäche, sonst könnten die anderen nicht leben. Des Eichhorns Schwäche ist alberne Neugier, die die des Fuchses, daß er keinen Baum ersteigen kann. Die Erziehung der kleinen Füchse war aufgebaut auf dem Grundsatz, sich die Schwächen anderer Tiere zunutze zu machen oder ihre Stärke durch Schlaueit zu überbieten.

Von ihren Eltern lernten sie die Hauptlehrsätze der Fuchsweißheit. Wie, ist nicht so leicht zu erklären, aber daß sie diese unter der Leitung der Alten lernten, bewiesen sie bald. Es folgen einige Regeln, die ich den Füchsen ablauschte:

„Schlase niemals auf deiner Fährte!

Deine Nase sitzt vor den Augen, darum traue ihr zuerst!

Nur ein Narr läuft mit dem Wind.

Ein laufender Bach heilt manch Ungemach.

Gehe niemals den geraden Weg, wenn du einen krummen findest!

Ist etwas dir fremd, so ist's dir auch feindlich.

Staub und Wasser verderben den Geruch.

Jage niemals Mäuse in einem Walde, wo Hasen sind, oder Hasen im Hühnerhof!

Lauf nicht im Gras!“

Eine Ahnung von der Bedeutung dieser Regeln begann bereits in den Köpfen der

Kleinen zu dämmern. So zum Beispiel: „Folge niemals etwas, das du nicht riechen kannst!“ Das war ihnen klar, denn wenn sie es nicht riechen konnten, stand der Wind so, daß es sie riechen mußte.

Nach und nach lernten sie alles kennen, was da in ihrem heimatlichen Forste kroch und flog, und als sie groß genug waren, um mit ihren Eltern weitere Ausflüge unternehmen zu können, kamen ihnen noch viele neue Tiere zu Gesicht. Bald bildeten sich die Kleinen ein, sie wußten alles; jedoch eines Nachts nahm sie die Mutter hinaus ins Feld und zeigte ihnen einen fremdartigen, flachen Gegenstand, der auf der Erde lag. Die Alte brachte ihre Zungen dorthin, damit sie an diesem unbekanntem Ding riechen sollten, und beim ersten Schnüffeln standen ihnen alle Haare zu Berge, sie zitterten an allen Gliedern und wußten nicht warum — es schien in ihrem Blut zu kühlen und sie zu erfüllen mit Haß und Furcht. Als die Alte die Wirkung sah, flüsterte sie ihnen zu: „Das ist Menschengeruch.“

### III.

Inzwischen verschwanden unsere Hühner eins nach dem anderen. Noch hatte ich das Nest mit den Jungen nicht verraten, denn ich hielt von diesen kleinen Räubern mehr als von unseren langweiligen Hühnern. Mein Onkel war natürlich höchst aufgebracht und machte die verächtlichsten Bemerkungen über meine Tüchtigkeit als Jäger. Um ihm gefällig zu sein, nahm ich eines Tages den Hund mit auf einem Wege durch den Wald, und während ich mich auf einem Baumstumpf an der unbewachsenen Hügelseite niederließ, lief der Hund suchend umher. In weniger als drei Minuten gab er Laut, der allen Jägern so wohlbekannt: „Fuchs! Fuchs! Fuchs!“ und hinab ging die Heze ins Tal.

Nach einer Weile hörte ich sie zurückkommen. Voran mein alter Bekannter, der Fuchs, der in leichten Sprüngen die Uferböschung hinab auf den Fluß zulief. Dann trottete er in dem seichten Wasser einige hundert Meter am Ufer entlang und kam gerade mir gegenüber heraus. Obwohl ich ohne Deckung saß, sah er mich nicht, sondern kam den Hügel hinauf, über die Schulter hinweg den Hund beobachtend. Ungefähr zehn Fuß vor mir drehte er um, ließ sich nieder und verdrehte sich den Hals, mit gespannter Aufmerksamkeit des Hundes vergeblichem Suchen zusehend. Ranger kam bellend die Fährte entlang, bis er am lausen-

den Wasser anlangte: dort verlor er die Spur und suchte ratlos hin und her. Da gab es nur einen Ausweg, er mußte den Fluß an beiden Ufern so lange auf und nieder laufen, bis er die Stelle gefunden hatte, wo der Fuchs das Land betreten.

Der alte Schlaumeier vor mir änderte seine Stellung etwas, um besser Umschau halten zu können, und beobachtete mit einem geradezu menschlichen Interesse das Hin- und Hersuchen des Hundes. Er saß so nahe vor mir, daß ich sehen konnte, wie die Haare auf seiner Schulter sich sträubten, als der Hund näherkam. Sein vor Erregung klopfendes Herz konnte ich an die Rippen schlagen sehen, ebenso das Aufleuchten seiner gelben Augen. Als der Hund die Fährte am Wasser verloren und vollkommen verwirrt umherlief, war es einfach komisch zu beobachten, wie Meister Reineke nicht mehr stillsitzen konnte, sondern vor Freude hin und her sprang und sich auf den Hinterfüßen erhob, um eine bessere Aussicht auf seinen langsam sich zurechtfindenden Vorgesetzten zu bekommen. Mit beinahe bis an die Ohren aufgerissenen Maule atmete er geräuschvoll einigemal, oder besser, lachte er belustigt, wie es Hunde zuweilen zu tun pflegen.

Als Ranger dann langsam den Hügel hinaufkam, drückte sich der alte Fuchs gemächlich in den Wald. — Nur zehn Fuß von mir hatte er gefressen, aber ich hatte den Wind gegen mich und war mäusehinstill sitzengelieben, und er hatte nicht bemerkt, daß sein Leben zehn Minuten lang in der Hand seines besigehafteten Feindes gelegen war. Auch Ranger würde an mir vorbeigelaufen sein, hätte ich ihn nicht angerufen. Mit einem kleinen, nervösen Schreck verließ er die Fährte und warf sich schnaufend und außer Atem zu meinen Füßen nieder.

Diese Komödie wiederholte sich mit einigen kleinen Veränderungen mehrere Tage hintereinander. Mein Onkel verlor endlich die Geduld bei dem täglichen Verlust seiner Hühner und begab sich in höchst eigener Person hinaus, ließ sich auf dem Hügel nieder, und als der alte Reineke nach seinem Beobachtungsposten getrottet kam, schoß er ihn erbarmungslos nieder, gerade als das schlaue Füchlein sich über einen neuen Triumph gebührend belustigte.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlich für die Redaktion:  
Frau Clara Jettin (Jundel), Wilhelmshöhe,  
Post Degerloch bei Stuttgart.  
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.